



Der Staat will die Stadt als soziales Modell retten. Allein in Berlin sollen dreißigtausend neue Wohnungen entstehen. Es gibt sensationell gute Entwürfe – doch die müssen jetzt auch gebaut werden.

Wer durch Berlin fährt, entdeckt in der Nähe des Stadtzentrums viele Baustellen, an denen eigenartige Namen stehen, "Lux" oder "Yoo". Die Namen klingen wie die unten im billigsten Teil des Rasierwasserregals, aber es handelt sich um Luxusimmobilienprojekte, eine Zwei-Zimmer-Wohnung im "Lux" etwa kostet über eine halbe Million Euro. Gegen diesen Ausverkauf der Zentren zieht jetzt nachdem jahrelang staatliche Liegenschaften an die meistbietenden Investoren verschert wurden, der Berliner Bürgermeister ins Feld: Mit 320 Millionen Euro (das ist nicht einmal halb so viel, wie das Berliner Stadtschloss kostet, aber immerhin) sollen die städtischen Wohnungsbaugesellschaften ihren Beitrag: zur Stadt für alle leisten, in der laufenden Legislaturperiode will man dreißigtausend neue Wohnungen bauen. Was einerseits eine gute Nachricht ist und andererseits auch nicht - denn die Gefahr ist groß, dass man unter politischem Vollzugsdruck nach sogenannten "bewährten Rezepten" drauflosbaut, ohne sich lange damit aufzuhalten, ob die gängige Vorstellung von Wohnungsbau noch mit dem Leben derer übereinstimmt, die darin leben sollen. Die sozialen Rituale, die Vorstellungen von Familie und Lebensentwürfen haben sich verändert. Heute belegt laut einer Analyse des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Deutschland mit einem Anteil von rund vierzig Prozent Einpersonenhaushalten an allen Haushalten einen Spitzenplatz innerhalb Europas. Wie kann die Zukunft des Wohnens angesichts dieser Bedingungen aussehen?

Was wären Alternativen zu den allgegenwärtigen langen, dicken, energetisch optimierten Nullenergie-Wohnriegeln der Neubauviertel, die auch optisch sind, was sie im Namen tragen: Nullenergie-Kästen, optische und urbane Minusvisionen?

Diese Frage stellte die Berliner Senatsbaudirektorin Regula Lüscher in einem Workshop, der den Titel "Urban Living" trug und Ideen für die Nachverdichtung etwa von Plattenbauvierteln hervorbringen sollte. Eingeladen waren diverse lokale und internationale Architekturbüros und das Ergebnis ist sensationell:

So viel Erfindungsreichtum ist bei solchen Wettbewerben selten zu erleben, und selten waren so viele vielversprechende Büros zu entdecken (die Entwürfe sind einzusehen unter www.urbanliving.berlin.de). Andrea Benze und Anuschka Kutz von Offsea Architecture aus Berlin stellen ein wie aus Containern zusammengesetztes Haus vor, in dem jede Wohneinheit eine große Loggia, Gemeinschaftszone oder Dachterrasse besitzt – sozusagen gestapelte Minihäuser mit Minigärten, die das, was junge Familien auf dem Land suchen, in die Stadt bringen. Bruno Fioretti Marquez Architekten entwickeln durch verschobene Wohnblöcke eine grandiose Hofstruktur, die an eine lichte Versionen der alten Berliner Höfe erinnert. Es gibt Ideen für Terrassenhäuser und neue Technologien, Barkow Leibinger präsentieren einen schlanken Wohnturm, die geschwungenen Außenwände des Gebäudes wirken so südamerikanisch dynamisiert, als habe ein Plattenbau einen Sambakurs belegt; es handelt sich um Stabwände aus sogenanntem Infralichtbeton, für den Recyclingmaterialien wie Glasschaumgranulat unter den Beton gemischt wird - was dazu führt, dass die Wände ohne zusätzliche Dämmmaterialien auskommen und weder innen noch außen verkleidet werden müssen: So wird das Haus skulpturaler, günstiger und ökologisch vorbildlich. Wo die einen sich klug in den Kontext der Plattenbauten einfühlen, beschließen die anderen mit einer auch schon wieder beeindruckenden, rabiaten Entschlossenheit, die Problemsubstanz verschwinden zu lassen. Eckert, Newger und Suselbeek überbauen die Plattenbauten ~einfach mit einem leicht kollhoffianischen Chicago-goes-Stalinallee-Stil, sie stülpen dem Plattenbau ihre Idee eines guten Hauses über wie eine Babuschka-Puppe, die Platte wird nicht abgerissen, sondern vom neuen Haus verschluckt wie von einer Würgeschlange: ein Fall von Domophagie.

Zu den interessantesten Vorschlägen gehört der Entwurf von Johanna Meyer Grohbrügge und Sam Chermayeff. Die bei den jungen Architekten, die nach Jahren bei Sanaa in Tokio in Berlin das Architekturbüro June 14 eröffnet haben, gehören zu den wichtigsten Talenten ihrer Generation; für Berlin entwickeln sie ein flaches Haus, das die umstehenden Plattenbauten respektiert, aber jene dichte städtische Atmosphäre in das Viertel bringt, die die Nostalgiker in den Altstadtgassen suchen.

**Fortsetzung: Herr Wowereit, bauen Sie diese Häuser!**

Auch im Entwurf von June 14 gibt es Gassen, Wege, kleine Höfe, in denen man sich treffen kann. Ihr Haus besteht aus drei Ebenen: Die unterste nur aus filigranen Betonbeinen, die den Bau tragen; Glaswände trennen kleine Büros ab, dazwischen entsteht ein lebendiges Gewirr von Gängen und Räumen, eine Art moderner Medina, in der man sich auch Läden, Cafés und Werkstätten, Kindergärten und Start-up-Büros vorstellen kann. Hier liegen auch die öffentlicheren Räume der Wohnungen; Treppen führen dann hinauf in den ersten Stock, in die Schlaf- und Rückzugsbereiche.

Sonne und Luft bekommen die Räume durch Lichthöfe, in denen jeweils ein Baum wächst, und durch Atrien. Jedes der Zimmer im ersten Stock öffnet sich zu einem solchen sichtgeschützten Atrium, in dem man morgens seinen Kaffee trinken oder ein Kleinkind spielen lassen oder mit Freunden grillen kann. Wenn es mehrere Freunde sind, kann man aus den Wohnungen aber auch aufs Dach gehen - das eine Gemeinschaftsdachterrasse, ein angehoener Park für alle Bewohner, ist. Im Prinzip stapeln die Architekten drei Landschaften; eine Arbeitslandschaft im Erdgeschoss; eine Wohnlandschaft, zusammengesetzt aus intimen Zellen, in der ersten Etage; eine Erholungs- und Parklandschaft auf dem Dach. Die untere Ebene ist relativ öffentlich, die Glaswände sind leicht demontierbar, so können wie in einem mikrometabolistischen Spiel immer neue Räume für sich wechselnde Nutzungen geschaffen werden. Die mittlere Ebene ist extrem intim keine Fenster nach außen, nur zum Atrium. Das Dach ist dann wieder ein Raum für alle; das Gemeinschaftliche diffundiert sozusagen durch einen Filter nach oben.

Beeinflusst von experimentellen japanischen Gemeinschaftsbauten, entwirft June 14 eine Struktur, die einer neuen Idee von Gemeinschaft Raum gibt, in der sich Freundeskreise, Singles, ältere Menschen, Durchreisende, Studenten, Alleinerziehende einnisten und ihre Zeit anders miteinander verbringen können. Der Park wird zu einem kollektiven Wohnzimmer, die Lichthöfe werden zu Wohnküchen unter freiem Himmel - aber im Gegensatz zu einer Wohngemeinschaft hat jeder ein Apartment mit Innenhof für sich. June 14 radikalisiert die Atmosphäre der Räume: Das Intime der Wohnung wird entschlossen intimer, die Wohnungen, die nur zum Innenhof hin Fenster haben, werden geborgener - die Arbeitsräume und Küchen dafür flexibler, offener; so ist das Wohnen offener und geschützter zugleich. Die Funktionen Arbeiten, Wohnen und Erholen werden hier nicht horizontal getrennt, die Bewohner diffundieren ständig zwischen ihnen hin und her: In der Mittagspause kann man in seine Wohnung gehen und schlafen oder aufs Dach in die Sonne. Der Entwurf bringt so in einer formal neuen Form ein altes Stadtgefühl zurück.

Solche Häuser würden, wenn Sie denn gebaut würden, die Vorstellung vom Leben in der Stadt grundlegend ändern, Sie würden viele, die entnervt an den Stadtrand ziehen, weil sie in der bisherigen Wohnungsbaugesellschaftstristesse nicht die Ruhe, das Grün, den eigenen Raum finden, in die Stadt zurückbringen.

Es ist jetzt alles da: Es gibt brillante Architekten. Es gibt brillante Entwürfe für die Zukunft einer Stadt für alle. Die Wohnungsbau-gesellschaften und der Liegenschaftsfonds Berlin gehören, zu hundert Prozent der öffentlichen Hand. Was fehlt, ist also nur ein Signal der Politik.

Auch der Bund könnte sich hier engagieren denn es kann nicht sein, dass eine Gesellschaft es sich leistet, Milliarden m verplante Großflughäfen und Nostalgieschlösser zu versenken, aber keine paar Millionen für Häuser übrig hat, in denen sich die Zukunft des Zusammenlebens aller neu denken lässt.

(Durch Kopie übertragen aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 26. März 2014 von Wolfgang Schoele am 29. März 2014)